



Leseprobe

Salman Rushdie

Wut

Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 384

Erscheinungstermin: 10. März 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Malik Solanka ist Professor für Ideengeschichte in Cambridge und leidenschaftlicher Puppenmacher. Als eines seiner Geschöpfe unerwartet zu einem fulminanten TV-Erfolg wird, verlässt Malik von einem Tag auf den anderen seine Familie in England und macht sich, getrieben von einer inneren Unruhe, auf den Weg nach New York. Doch auch hier kommt er nicht zur Ruhe, wird immer häufiger von unerklärlichen Wutausbrüchen heimgesucht und droht allmählich in einem Strudel seiner Gefühle, Gedanken und Gelüste unterzugehen.

SALMAN RUSHDIE, 1947 in Bombay geboren, studierte in Cambridge Geschichte. Mit seinem Roman »Mitternachtskinder« wurde er weltberühmt. Seine Bücher erhielten renommierte internationale Auszeichnungen, u.a. den Booker Prize, und sind in zahlreiche Sprachen übersetzt. 1996 wurde ihm der Aristeion-Literaturpreis der EU für sein Gesamtwerk zuerkannt. 2008 schlug ihn die Queen zum Ritter.

SALMAN RUSHDIE BEI BTB:

Mitternachtskinder. Roman (74660) · Die satanischen Verse. Roman (74659) · Des Mauren letzter Seufzer. Roman (74658) · Osten, Westen. Kurzgeschichten (74661) · Der Boden unter ihren Füßen. Roman (74445) · Harun und das Meer der Geschichten (74747) · Wut. Roman (74748) · Das Lächeln des Jaguars. Eine Reise durch Nicaragua (74749) · Shalimar der Narr. Roman (74338) · Joseph Anton. Die Autobiographie (74714)

Salman Rushdie

Wut

Roman

Deutsch von Gisela Stege

btb

Die Originalausgabe erschien 2001 unter dem Titel *Fury*
bei Jonathan Cape, London.

Für Padma



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe April 2014

Copyright © 2001 Salman Rushdie

All rights reserved.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 btb Verlag in

der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Alle Rechte an der Übertragung ins Deutsche bei Rowohlt Verlag

GmbH, Reinbek bei Hamburg.

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotive: © GalleryStock / Shimon and Tammar

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MI · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74748-1

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

TEIL EINS

1

Professor Malik Solanka, Ideen-Historiker im Ruhestand, cholerischer Puppenmacher, seit seinem nicht lange zurückliegenden fünfundfünfzigsten Geburtstag Junggeselle und aus freiem (weithin kritisierten) Entschluß alleinlebend, fand sich in reiferen Jahren in ein goldenes Zeitalter versetzt. Draußen vor seinem Fenster glühte und schwitzte ein langer, schwüler Sommer vor sich hin, die erste heiße Jahreszeit des dritten Jahrtausends. In der Stadt brodelte das Geld. Mieten und Vermögenswerte waren so hoch wie noch nie, und in der Bekleidungsindustrie war man weitgehend der Meinung, die Mode sei noch nie so trendy gewesen. Stündlich öffneten neue Restaurants. Geschäfte, Vertragshändler, Galerien waren bemüht, die hochschnellende Nachfrage nach ausgefallenen Produkten zu befriedigen: Olivenöle in limitierter Menge, Korkenzieher für dreihundert Dollar, speziell gefertigte Humvee-Jeeps, die neueste Anti-Virus-Software, Begleitservice-Unternehmen, zu deren Angebot Schlangenmenschen und Zwillinge gehörten, Video-Installationen, Outsider-Kunst, federleichte Schals aus dem Bartflaum ausgestorbener Bergziegen. So viele Leute styelten ihre Wohnungen um, daß edle Einrichtungsgegenstände zu Mangelware wurden. Es gab Wartelisten für Bäder, Türkäufe, importierte Harthölzer, antike Kamine, Bidets, Marmorplatten. Trotz der jüngsten Kursverluste beim Nasdaq und der sinkenden Amazon-Aktien hielt die neue Technologie die Stadt in ihrem Bann: Man redete immer noch von Start-ups, Neuemissionen, Interaktionen, der unvorstellbaren

Zukunft, die gerade erst zu werden begann. Die Zukunft war ein Spielkasino, und jeder wollte sein Glück versuchen und erwartete, dabei zu gewinnen.

In Professor Solankas Straße hingen reiche weiße Jugendliche, die der Mode entsprechend Armut vortäuschten, in überweiten Kleidungsstücken auf rosenberankten Vortreppen herum, während sie auf die Milliarden warteten, die ihnen zweifellos schon bald in den Schoß fallen würden. Unter ihnen gab es eine grünäugige junge Frau mit ausgeprägt slawischen Wangenknochen, die seinen sexuell abstinenten, doch immer noch munter schweifenden Blick vor allem auf sich zog. Ihr stachelähnliches rotblondes Haar sträubte sich unter einer schwarzen D'Angelo-Voodoo-Baseballkappe, ihre Lippen waren voll und zu einem ironischen Lächeln verzogen, und sie kicherte unhöflich hinter einer nachlässig vorgehaltenen Hand, als der altweltlerische, Stöckchen wirbelnde kleingewachsene Solly Solanka mit Panama-Strohhut und cremefarbenem Leinenanzug auf seinem Nachmittagsspaziergang an ihnen vorbeikam. Solly: sein Ich aus alten Collegetagen, auf das er nie Wert gelegt hatte, das abzulegen ihm aber auch niemals ganz gelungen war.

»Sir? Hey, Sir, entschuldigen Sie!« rief die Blondine ihm zu – in befehlsgewohntem Ton, der keine Verweigerung einer Antwort zuließ. Ihre Satrapen wurden wachsam wie eine Prätorianergarde. Sie brach eine Regel des Großstadtlebens, brach sie rücksichtslos, ihrer Macht gewiß, ihres Territoriums und ihrer Gefolgschaft sicher, furchtlos. Es war nichts weiter als die Chuzpe eines hübschen Mädchens; keine große Sache. Professor Solanka hielt inne und wandte sich zu der träge faulenzenden Göttin der

Vortreppe um, die auf ihre energisierende Art fortfuhr, ihm Fragen zu stellen. »Sie gehen viel zu Fuß. Ich meine, fünf- oder sechsmal am Tag sehe ich, wie Sie irgendwo hingehen. Ich sitze hier, ich sehe Sie kommen, ich sehe Sie gehen, aber nie mit einem Hund, und Sie kommen auch nie mit Freundinnen oder Einkäufen zurück. Außerdem sind Sie zu ungewöhnlichen Zeiten unterwegs, deswegen können Sie auch nicht zu irgendeiner Arbeit gehen. Also frage ich mich doch, warum geht er immer ganz allein aus? Vielleicht haben Sie gehört, daß sich in der Stadt irgend so 'n Kerl herumtreibt und Frauen mit 'nem Brocken Beton auf den Kopf haut, aber wenn ich das Gefühl hätte, daß Sie abartig sind, würde ich jetzt nicht mit Ihnen reden. Außerdem haben Sie einen britischen Akzent, und das macht Sie zusätzlich interessant, stimmt's? Ein paarmal sind wir Ihnen sogar gefolgt, aber Sie sind nirgendwo hingegangen, einfach nur herumgewandert, einfach nur herumspaziert. Ich habe den Eindruck, daß Sie etwas suchen, und ich habe mir überlegt, daß ich Sie fragen könnte, was Sie suchen. Ich meine das ganz nett, Sir, von Nachbar zu Nachbar. Sie sind irgendwie ein Rätsel für uns. Jedenfalls, was mich betrifft.«

Unvermittelt stieg Ärger in ihm auf. »Was ich suche«, grollte er, »ist meine Ruhe und meinen Frieden.« Seine Stimme zitterte vor Wut, einer Wut, die weit größer war, als ihre Aufdringlichkeit es rechtfertigte, einer Wut, die ihn jedesmal von neuem erschreckte, wenn sie sein Nervensystem wie eine Riesenwelle überflutete. Als die junge Frau diesen Zorn hörte, zuckte sie zurück und suchte Zuflucht im Schweigen.

»Mann«, sagte der größte ihrer Beschützer von der Präto-

rianergerde, zweifellos ihr Liebhaber und wasserstoffblonder Centurion, »für einen Friedensapostel sind Sie aber ganz schön kriegerisch.«

Sie erinnerte ihn an jemanden, aber er wußte nicht, an wen, und diese kleine Erinnerungslücke, der ›Senioren-Moment‹, setzte ihm auf ärgerliche Weise zu. Zum Glück war sie nicht mehr da, war niemand mehr da, als er nach einem unerwarteten, starken und heißen Regenschauer mit durchweichtem Hut und vollkommen durchnäßt vom Caribbean Carnival zurückkehrte. Als er an der Synagoge der Shearith-Israel-Gemeinde am Central Park West vorbeikam (einem weißen Wal von Bauwerk mit dreieckigem Giebel, gestützt von vier massiven korinthischen Säulen), dachte Professor Solanka, der durch den Platzregen hastete, an die Bar-Mizwa eines dreizehnjährigen Mädchens, das er durch die offene Seitentür beobachtet hatte, wie es mit dem Messer in der Hand auf die Zeremonie des Brotsegnens wartete. Keine einzige Religion bietet eine Zeremonie an, in der man für alles, was einem beschert wird, dankbar sein kann, sinnierte Professor Solanka: Man sollte meinen, daß wenigstens die Anglikaner so etwas hätten. Das Gesicht des Mädchens schimmerte durch das trübe Licht, die jungen, runden Züge sprachen von der absoluten Zuversicht, daß all ihre Erwartungen sich erfüllen würden. Jawohl, eine gesegnete Zeit wäre das dann, falls man Wörter wie ›gesegnet‹ benutzen wollte; was Solanka, ein Skeptiker, nicht tat.

Auf der nahen Amsterdam Avenue feierte man entlang eines Häuserblocks ein Sommerfest, einen Straßenmarkt, auf dem trotz der Regenschauer gute Geschäfte gemacht wurden. Professor Solanka schätzte, daß die Waren, die

sich zu herabgesetzten Preisen auf den Ständen türmten, im weitaus größeren Teil der Welt die Vitrinen und Regale der exklusivsten kleinen Boutiquen und nobelsten Kaufhäuser gefüllt hätten. In ganz Indien, China, Afrika und weiten Teilen des südamerikanischen Kontinents hätten die, welche die Muße und das Portemonnaie für modische Dinge hatten – oder in den ärmeren Breiten schlicht gesagt für den Erwerb von überhaupt irgend etwas –, für die in Manhattan auf der Straße angebotenen Waren genauso gemordet wie für die abgelegten Kleider und bequemen Möbel, die in den opulenten Second-Hand-Läden zu finden waren, das ausrangierte Porzellan und die Designer-Schnäppchen in den Discount-Geschäften von *downtown*. Amerika beleidigt den Rest des Planeten, dachte Malik Solanka auf seine altmodische Art, indem es dieser OpuLENZ mit der achselzuckenden Lässigkeit der unverdient Reichen begegnet. Aber New York war in diesen Zeiten der Fülle zum Ziel und Objekt der Sinnenfreude und des Begehrens der ganzen Welt geworden, und die ›Beleidigung‹ machte den Rest der Welt nur noch viel gieriger. Auf dem Central Park West fuhren Pferdekutschen auf und ab. Das Klingeln der Glöckchen an den Geschirren klang wie Bares auf der Hand.

Der Kino-Hit der Saison von Cäsar Joaquin Phoenix zeichnete ein Bild von der Dekadenz des alten Roms, in dem Ehre und Würde, ganz zu schweigen von Action-szenen auf Leben und Tod und andere Vergnügungen, nur in der computererzeugten Illusion der großen Gladiatoren-Arena, dem Flavianischen Amphitheater oder Colosseum zu finden waren. Doch auch in New York selbst gab es Brot und Spiele: ein Musical über liebenswerte Löwen,

ein Radrennen auf der Fifth, Springsteen im Madison Square Garden mit einem Song über die einundvierzig Gewehrschüsse der Polizei, von denen der unschuldige Amadou Diallo getötet wurde, die Drohung der Polizeigewerkschaft, das Konzert des ›Boss‹ zu boykottieren, Hillary gegen Rudy, die Beisetzung eines Kardinals, einen Film über liebenswerte Dinosaurier, die Autokolonnen zweier weitgehend austauschbarer und eindeutig wenig liebenswerter Präsidentschafts-Kandidaten (Gush, Bore), Hillary gegen Rick, das Gewitter, das auf das Springsteen-Konzert und das Shea Stadion niederging, die Amtseinsetzung eines Kardinals, eine Karikatur über liebenswerte britische Hühner, und sogar ein Literatur-Festival; sowie eine Anzahl ›ausgelassener‹ Festzüge, mit denen die zahlreichen ethnischen, nationalen und sexuellen Subkulturen der Stadt gefeiert wurden und die (zuweilen) in Messerstechereien und Überfällen auf (fast immer) Frauen endeten. Professor Solanka, der sich für einen eingefleischten Egalitarier und einen in der Wolle gefärbten Großstädter der Abteilung Landluft-ist-für-Kühe hielt, marschierte an Festzugstagen Schulter an verschwitzter Schulter mit seinen Mitbürgern. An einem Sonntag ging er Arm in Arm mit schmalhüftigen Epheben-Tänzern, am nächsten Wochenende tänzelte er an der Seite einer jungen, quadrat-arschigen Puertoricanerin, die ihre Nationalflagge als BH trug. Inmitten dieses dichten Gewühls fühlte er sich keineswegs belästigt; im Gegenteil. Die Menge bot ihm eine beruhigende Anonymität, das Gegenteil von Belästigung. Hier interessierte sich niemand für seine Geheimnisse. Alle waren gekommen, sich gehenzulassen. So war die heimliche Magie der Massen zu erklären, und für Profes-

Professor Solanka ging es zur Zeit nur darum, sich gehenzulassen. An diesem besonderen, verregneten Wochenende lag ein Calypso-Rhythmus in der Luft, nicht Harry Belafontes Jamaika-Abschiedsgesänge und einfältigen Songs, die Solanka irgendwie schuldbewußt in Erinnerung hatte (*›Now I tell you in a positive way / don't tie me donkey down dere!‹*), sondern die echte, satirische Musik der jamaikanischen Troubadour-Polemiker, Banana Bird, Cool Runnings, Yellowbelly, live im Bryant Park und auf schulterhohen Lautsprecherboxen den ganzen Broadway hinauf und hinab. Als er von der Parade nach Hause kam, wurde Professor Solanka jedoch von einer Melancholie befallen, von seiner üblichen, geheimgehaltenen Traurigkeit, die er in der Öffentlichkeit sublimierte. Irgend etwas war verkehrt an der Welt. Nachdem er mit der optimistischen Peace-and-Love-Philosophie seiner Jugend nichts mehr anfangen konnte, wußte er nicht mehr, wie er sich an eine immer unechtere (in diesem Zusammenhang verabscheute er das sonst so großartige Wort ›virtuell‹) Welt gewöhnen sollte. Machtfragen drängten sich ihm auf. Wenn sich die überhitzten Bürger schon endlosen Tagediebereien hingaben, wer vermochte da noch zu sagen, was die Herrscher der Stadt im Schilde führten – nicht die Giulianis und Safirs, die auf die Beschwerden mißhandelter Frauen und auf Amateurvideos von Zwischenfällen, die in den Abendnachrichten gezeigt wurden, so verächtlich reagierten, nicht diese kruden Marionetten, sondern die von wirklich ganz oben, die immer da waren, immer wieder ihren unersättlichen Begierden nachgaben, nach immer Neuem suchten, Schönheit verschlangen und immer, immer wieder mehr wollten? Die niemals in Erscheinung tretenden,

doch ständig anwesenden Könige der Welt – der gottlose Malik Solanka vermied es, diesen menschlichen Phantomen die Gabe der Allgegenwart zuzugestehen –, die schmollenden, tödlichen Cäsaren, wie sein Freund Rhinehart sagen würde, die seelenkalten Bolingbrokes, die Tribune mit den Händen im ... des im Dienste des Bürgermeisters und des Polizeipräsidenten stehenden Coriolanus. Bei dieser letzten Vorstellung erschauerte Professor Solanka. Er kannte sich selbst gut genug, um sich der dicken, scharlachroten Ader der Vulgarität in seinem Charakter bewußt zu sein; dennoch erschreckte ihn das geschmacklose Wortspiel, wenn er daran dachte.

Wir werden alle von Puppenspielern gelenkt, die uns springen und kreischen lassen, dachte Malik Solanka verärgert. Doch während wir Marionetten tanzen – wer zieht an unseren Fäden?

Als er zur Haustür hereinkam – der Regen triff ihm noch vom Hutrand –, klingelte das Telefon. Er meldete sich barsch, riß den schnurlosen Apparat ungeduldig von seiner Station in der Diele seiner Wohnung. »Ja, bitte? Was ist?« Die Stimme seiner Frau drang an sein Ohr, via Kabel auf dem Boden des Atlantik, oder heutzutage, da sich alles änderte, über einen Satelliten hoch oben über dem Ozean, er konnte es nicht sagen. Heutzutage, da das Zeitalter der Impulse dem Zeitalter des Tones wich. Da die Epoche des Analogons (das hieß, auch der Reichtum der Sprache, der *Analogie*) der digitalen Ära wich, dem endgültigen Sieg des Numerischen über das Literarische. Er hatte ihre Stimme immer geliebt. Vor fünfzehn Jahren hatte er in London Morgen Franz angerufen, einen Verleger-Freund, der zufällig nicht an seinem Schreibtisch saß, und Eleanor

Masters, die gerade vorüberkam, hatte den schrillenden Apparat aufgenommen; sie kannten sich überhaupt noch nicht, sprachen aber über eine Stunde miteinander. Eine Woche später dinierten sie in ihrer Wohnung, und keiner von beiden erwähnte, wie unschicklich eine so intime Örtlichkeit für eine erste Verabredung war. Darauf folgten anderthalb Jahrzehnte des Zusammenlebens. So verliebte er sich in ihre Stimme, bevor er sich in den Rest von ihr verliebte. Das war stets ihre Lieblingsgeschichte über ihre erste Begegnung gewesen; jetzt, im Verlauf der brutalen Folgen der Liebe, da die Erinnerung als Schmerz neu erfunden wurde, da Stimmen am Telefon alles waren, was übrigblieb, war sie zu einer der traurigsten geworden. Professor Solanka lauschte auf den Klang von Eleanors Stimme und stellte sich mit einem Anflug von Abscheu vor, wie sie in winzige Teilchen digitalisierter Information zerlegt wurde, wie ihre leise, bezaubernde Stimme von einem Mainframe-Computer, der vermutlich irgendwo an einem Ort wie Hyderabad-Deccan stand, zuerst verschlungen und dann wieder herausgewürgt wurde. Was ist das digitale Äquivalent von bezaubernd? fragte er sich. Welche Digits verschlüsseln Schönheit, welche Ziffern-Finger umschließen, übertragen, dekodieren sie, ohne dabei ihre Seele einzufangen oder zu ersticken? Nicht wegen, sondern trotz der Technologie gelangt die Schönheit, dieses geistergleiche Phänomen, dieser Schatz, unbeeinträchtigt durch die neuen Maschinen.

»Malik. *Solly*.« (Dies, um ihn zu ärgern.) »Du hörst nicht zu. Du läßt deine Gedanken abschweifen, und die schlichte Tatsache, daß dein Sohn krank ist, ist nicht mal zu dir durchgedrungen. Die schlichte Tatsache, daß ich jeden

Morgen aufwachen und mir anhören muß, wie er mich fragt – *unerträglich* oft fragt –, warum sein Vater nicht zu Hause ist, ist nicht zu dir durchgedrungen. Ganz zu schweigen von der schlichtesten Tatsache von allen, daß du uns nämlich ohne den Hauch eines Grundes oder die Andeutung einer glaubhaften Erklärung einfach verlassen hast, nach Amerika gegangen bist und alle verraten hast, die dich am meisten brauchen und lieben, und das tun wir, verdammt noch mal, trotz allem immer noch.« Es war nur ein Husten, dem Jungen fehlte nichts Lebensgefährliches, aber sie hatte recht: Professor Solanka hatte sich in sich selbst zurückgezogen. In dieser unbedeutenden Frage des Telefongesprächs ebenso wie in der wichtigeren ihres ehemals gemeinsamen, nunmehr jedoch einsamen Lebens, ihrer Ehe, die früher für unauflöslich gehalten wurde, für die beste Partnerschaft, die je einer ihrer Freunde erlebt hatte; und in der Elternpflicht für Asmaan Solanka, inzwischen ein unglaublich schöner und sanftmütiger Dreijähriger, das auf wundersame Weise blonde Produkt seiner dunkelhaarigen Eltern, dem sie diesen himmlischen Namen (*Asmaan*, n., m., *lit.* der Himmel, aber auch *fig.* das Paradies) gegeben hatten, weil er der einzige Himmel war, an den sie beide von ganzem Herzen und rückhaltlos glauben konnten.

Professor Solanka entschuldigte sich bei seiner Frau für seine Geistesabwesenheit, woraufhin sie weinte, ein lautes, blökendes Geräusch, das ihm das Herz zerriß, denn er war keineswegs ein herzloser Mensch. Stumm wartete er, bis sie aufhörte. Als sie verstummte, sprach er in seinem sachlichsten Ton und versagte sich – versagte *ihr* – auch die geringste Gemütsregung. »Ich gestehe dir zu, daß dir das,

was ich getan habe, absolut unverständlich erscheinen muß. Ich erinnere dich jedoch an das, was du mich über die Bedeutung des Unerklärlichen« – hier legte sie auf, aber er führte den Satz trotzdem zu Ende – »bei, äh, Shakespeare gelehrt hast.« Welchletzter ungehört verhalender Schluß das Bild seiner nackten Ehefrau hervorrief, der Eleanor Masters von vor fünfzehn Jahren, wie sie in ihrer langhaarigen, fünfundzwanzigjährigen Glorie splitternackt mit dem Kopf auf seinem Schoß lag, mit einem zerlesenen Exemplar der *Gesammelten Werke*, in blaues Leder gebunden, umgekehrt auf ihrem Schamhaar. Das war der unschickliche, aber wundervolle Abschluß jenes ersten Dinners gewesen. Er hatte den Wein mitgebracht, während sie ihm eine Lammkeule gebraten und auch serviert hatte, drei Flaschen eines teuren Tignanello Antinori (drei! Beweis für den Überschwang eines Verführers), als Getränk zu dem mit Kreuzkümmel gewürzten Fleisch, einem Salat aus frischen Kräutern. Sie trug ein kurzes schwarzes Kleid und schritt federleicht und barfuß durch eine Wohnung, der man den Einfluß des Designs und Kunsthandwerks der Bloomsbury Group ansah und in der es einen Käfig mit einem Papagei gab, der ihr Lachen imitierte: ein kraftvolles Lachen für eine so zierliche Frau. Sein erstes und letztes Blind Date; wie sich herausstellte, paßte sie genau zu ihrer Stimme; sie war nicht einfach nur schön, sondern auch intelligent, irgendwie sowohl selbstsicher als auch verletzlich, und eine großartige Köchin. Nach dem Verzehr großer Mengen Kapuzinerkresse und dem reichlichen Genuß seines roten Toskaners begann sie ihre Doktorarbeit zu erklären (sie saßen inzwischen in ihrem Wohnzimmer auf einem handgewebten Teppich

von Cressida Bell auf dem Fußboden), doch seine Küsse unterbrachen sie, denn Professor Solanka hatte sich sanft wie ein Lamm verliebt. Während der langen guten Jahre hatten sie munter darüber gestritten, wer von ihnen den ersten Schritt getan hatte, wobei sie immer wieder hitzig (aber mit strahlenden Augen) abstritt, jemals so dreist gewesen zu sein, während er – obzwar wissend, daß es nicht stimmte – behauptete, daß sie sich ihm ›an den Hals geworfen‹ habe.

»Willst du das denn nun hören oder nicht?« Ja, hatte er genickt, mit der Hand eine ihrer kleinen, schön geformten Brüste streichelnd. Sie hatte ihre Hand auf die seine gelegt und sich in ihren Vortrag gestürzt. Ihre Behauptung lautete, daß allen großen Tragödien eigentlich unbeantwortbare Fragen über die Liebe zugrunde lagen und daß wir, um den Stücken Sinn zu geben, versuchen müßten, diese unerklärlichen Dinge auf unsere eigene Art und Weise zu erklären. Warum hatte Hamlet, der seinen toten Vater liebte, endlos lange mit seiner Vergeltung gezögert, während er, der von Ophelia geliebt wurde, statt dessen diese vernichtete? Warum hatte Lear, der von seinen Töchtern Cordelia am innigsten liebte, die Liebe in ihrer ehrlichen Eröffnungsszene nicht gehört und wurde daher Opfer der Lieblosigkeit ihrer Schwester, und warum ließ sich Macbeth, ein sehr männlicher Mann, der seinen König und sein Land liebte, so mühelos von der erotischen, doch lieblosen Lady M. auf einen bösen, blutigen Thron führen? Professor Solanka in New York, immer noch gedankenlos das schnurlose Telefon in der Hand, erinnerte sich voll Ehrfurcht an die steif aufgerichtete Brustwarze der nackten Eleanor unter seinen streichelnden Fingern; überdies

an ihre außergewöhnlichen Lösungen für das Problem Othellos, das für sie nicht die ›grundlose Bösartigkeit‹ des Jago war, sondern die mangelnde emotionale Intelligenz des Mohren, ›Othellos unglaubliche Dummheit in Sachen Liebe, die schwachsinnige Leiter der Eifersucht, die ihn aufgrund durchsichtigster Beweise zum Mord an seiner angeblich geliebten Frau führt‹. Daraus schloß Eleanor: »*Othello liebt Desdemona nicht*. Dieser Gedanke ist mir eines Tages einfach so durch den Kopf geschossen. Eine richtige Erleuchtung für mich. Er sagt, daß er sie liebt, aber das kann nicht stimmen. Denn wenn er sie liebte, ergibt der Mord keinen Sinn. Für mich ist Desdemona Othellos weibliche Trophäe, sein wertvollster und Status verleihender Besitz, der körperliche Beweis für seinen hohen Stand in der Welt der Weißen. Verstehst du? *Das* liebt er an ihr, sie selbst aber liebt er nicht. Othello selbst ist eindeutig kein Schwarzer, sondern ein ›Mohr‹: ein Araber, ein Moslem, und sein Name ist vermutlich die latinisierte Form des arabischen Attallah oder Atallah. Also ist er kein Mensch der christlichen Welt aus Sünde und Erlösung, sondern vielmehr des moralischen Universums des Islams, dessen Gegenpole Ehre und Schande sind. Desdemonas Tod ist ein ›Ehrenmord‹. Sie brauchte nicht schuldig zu sein. Die Anschuldigung reichte. Deswegen hat er ihr nicht zugehört oder ihr einen Zweifel zugebilligt oder irgend etwas getan, das ein Mann tun würde, der eine Frau liebt. Othello liebt einzig sich selbst, sich selbst als Liebhaber und Führer, was Racine, ein eher aufgeblasener Autor, als seine *flamme*, seine *gloire* bezeichnet hätte. Nicht mal ein Mensch ist sie für ihn. Er hat sie vergegenständlicht. Sie ist seine Oscar-Barbie-Statuette. Seine Puppe. Wenig-

stens habe ich so argumentiert, und dafür haben sie mir den Dokortitel verliehen, vielleicht ja auch nur als Preis für meine Unverschämtheit, meine Frechheit.« Sie trank einen großen Schluck Tignanello, dann bog sie den Rücken, schlang ihm beide Arme um den Hals und zog ihn zu sich herunter. Die Tragödie verschwand aus seinen Gedanken.

Viele Jahre später stand Professor Solanka unter einer heißen Dusche, um sich nach seinem regennassen Tanz mit den Calypso-Freunden aufzuwärmen, und kam sich wie ein pompöser Trottel vor. Eleanors These gegen sie anzuwenden war eine Grausamkeit, die er ihr leicht hätte ersparen können. Was bildete er sich ein, sich selbst und seinen armseligen Aktionen diese hehren Shakespeare'schen Motive zu unterstellen? Woher nahm er den Mut, sich selbst mit dem Mohr von Venedig und König Lear zu vergleichen, seine bescheidenen Geheimnisse mit den ihren? Eine derartige Eitelkeit war mehr als ein adäquater Grund für die Scheidung. Er konnte sie zurückrufen und ihr das als eine Art Entschuldigung erklären. Aber auch damit würde er einen falschen Ton treffen. Eleanor wollte die Scheidung nicht. Selbst jetzt wollte sie ihn noch zurück. »Du weißt genau«, hatte sie ihm mehr als einmal gesagt, »daß alles wieder gut wäre, wenn du dich nur entschließen könntest, diesen Gedanken aufzugeben, diesen idiotischen Gedanken. Alles würde wieder gut. Ich kann's nicht ertragen, daß du das nicht willst.«

Und das war die Frau, die er verlassen hatte! Wenn sie einen Fehler hatte, dann den, daß sie nicht gut blasen konnte. (Seine eigene Exzentrizität bestand darin, daß er es haßte, wenn sie beim Liebesakt seinen Kopf berührte.)

Wenn sie einen Fehler hatte, dann den, daß sie einen so feinen Geruchssinn hatte, daß sie ihm das Gefühl gab, er fülle das ganze Zimmer mit seinem Gestank. (Infolgedessen jedoch hatte er begonnen, sich öfter zu waschen.) Wenn sie einen Fehler hatte, dann den, daß sie Sachen kaufte, ohne danach zu fragen, was sie kosteten, ein außergewöhnlicher Zug an einer Frau, die, wie die Briten es ausdrückten, nicht vom Geld kam. Wenn sie einen Fehler hatte, dann den, daß sie sich daran gewöhnt hatte, ausgehalten zu werden, und zu Weihnachten mehr Geld ausgeben konnte, als die Hälfte der Bevölkerung in einem Jahr verdiente. Wenn sie einen Fehler hatte, dann den, daß ihre Mutterliebe sie für die Bedürfnisse der restlichen Menschheit blind machte, sogar, um es grob auszudrücken, für Professor Solankas. Wenn sie einen Fehler hatte, dann den, daß sie sich mehr Kinder wünschte. Daß sie sich sonst gar nichts wünschte. Nicht mal alles Gold Arabiens.

Nein, sie war makellos: die zärtlichste, aufmerksamste Liebhaberin, eine ganz außerordentliche Mutter, charismatisch und erfindungsreich, die angenehmste und erfreulichste Gesellschafterin, eine, die nicht viel, aber Geistreiches zur Unterhaltung beisteuerte (siehe das erste Telefongespräch) und ein Connoisseur nicht nur in Sachen Essen und Trinken, sondern auch des menschlichen Charakters war. Ein Lächeln von Eleanor Masters Solanka bedeutete immer, daß man sich auf subtile und höchst angenehme Art geschmeichelt fühlte. Ihre Freundschaft war ein Schultertätscheln. Und wenn sie mit dem Geld um sich warf – na und? Die Solankas waren völlig unerwarteterweise wohlhabend geworden, und zwar dank der fast erschreckenden, weltweiten Popularität einer weiblichen

Puppe mit verschmitztem Grinsen und jener kecken Unbekümmertheit, die man gerade als ›attitude‹ zu bezeichnen begann, deren blonde, dunkeläugige, liebenswürdigere Fleisch-und-Blut-Verkörperung der acht Jahre später geborene Asmaan Solanka zu sein schien. Obwohl er ein richtiger Junge war, fasziniert von riesigen Schaufelbaggern, Dampfwalzen, Raketenschiffen und Lokomotiven und gefesselt von der Ich-glaube-ich-kann-Ich-glaube-ich-kann-Ich-dachte-ich-könnte-Ich-dachte-ich-könnte-Entschlossenheit von Casey Jones, der unbezwingbaren kleinen Lokomotive in *Dumbo*, wurde Asmaan ständig und ärgerlicherweise für ein Mädchen gehalten, vermutlich wegen seiner Schönheit und den langen Wimpern, vielleicht aber auch, weil er die Menschen an das frühere Produkt seines Vaters erinnerte. Der Name der Puppe lautete Braingirl.

2

Ende der achtziger Jahre hatte Professor Solanka genug vom Akademikerleben, von seiner Kleinlichkeit, seinen Nahkämpfen und seinem ultimativen Provinzialismus. »Das Grab gähnt vor uns allen, aber für die Dozenten gähnt es vor Langeweile«, erklärte er Eleanor und setzte hinzu – unnötigerweise, wie sich ergab –: »Stell dich schon mal auf ein Leben in Armut ein.« Dann gab er zur Bestürzung seiner Kollegen, doch mit der uneingeschränkten Zustimmung seiner Frau seine sichere Position am King's College in Cambridge auf – wo er Forschungen über die Verantwortlichkeit des Staates für seine Bürger und seinen Bürgern gegenüber und über die parallele und zuweilen gegensätzliche Vorstellung des Souveräns an sich betrieben hatte – und zog nach London (Highbury Hill, in Hörweite des Arsenal Stadions). Kurz darauf stürzte er sich ins, jawohl, Fernsehgeschäft; was ihm, wie vorauszusehen war, viel neidische Verachtung eintrug, vor allem, als die BBC ihn beauftragte, eine Spätabend-Reihe über die Geschichte der Philosophie zu entwickeln, deren Protagonisten Professor Solankas bekannte Sammlung übergroßer Eierkopfpuppen waren, die er alle eigenhändig angefertigt hatte.

Das war schlicht und einfach zuviel. Was bei einem geschätzten Kollegen als tolerierbare Exzentrizität angesehen worden wäre, wurde bei einem feigen Deserteur zur unzumutbaren Torheit, und *Braingirls Abenteuer* wurde noch vor der Ausstrahlung von großen und kleinen ›Intellos‹ einstimmig lächerlich gemacht. Dann wurden die Folgen

gesendet, und innerhalb weniger Monate stieg es zum allgemeinen Erstaunen und zum Kummer der Kritiker vom vergnüglichen Geheimtip einer gebildeten Koterie zur Klassik-Kultserie mit einer schönen, jugendlichen und schnell wachsenden Fangemeinde auf, bis ihm schließlich die Ehre zuteil wurde, auf den begehrten Platz nach den Hauptabendnachrichten verlegt zu werden. Und dort entwickelte es sich zum echten Prime-Time-Hit.

Am King's war bekannt, daß Malik Solanka mit Mitte Zwanzig in Amsterdam – wo er an einem links tendierenden, von Fabergé finanzierten Institut über Religion und Politik sprechen sollte – das Rijksmuseum besucht hatte und in diesem Schatzkästlein von einer Ausstellung gewissenhaft im Stil der Zeit eingerichteter Puppenhäuser hingerissen war, einzigartigen Abbildern des häuslichen Lebens in Holland im Laufe der Jahrhunderte. Sie waren vorn offen, als hätten Bomben ihre Fassaden zerstört; oder glichen kleinen Theatern, die er durch seine Anwesenheit vervollständigte. Er war ihre vierte Wand. Allmählich sah er ganz Amsterdam *en miniature*: sein Hotel an der Herengracht, das Anne-Frank-Haus, die unglaublich schönen Surinamesinnen. Es war ein Trick des Gehirns, menschliches Leben in kleiner, reduzierter Puppenform erscheinen zu lassen. Und das Ergebnis gefiel dem jungen Solanka. Ein bißchen Bescheidenheit im Hinblick auf den Umfang menschlichen Bemühens war wünschenswert. Hatte man im Kopf den Schalter umgelegt, fiel es schwer, die Dinge auf die alte Art und Weise zu sehen. Klein war schön, wie Schumacher damals gerade zu behaupten begann.

Tag um Tag besuchte Malik die Puppenhäuser im Rijksmuseum. Niemals zuvor im Leben hatte er daran gedacht,

irgend etwas mit seinen Händen zu machen. Jetzt schwirrte sein Kopf von Meißeln und Klebstoff, Stoffstücken und Nadeln, Scheren und Kleister. Er ersann Tapeten und Polstermöbel, erträumte Bettwäsche, entwarf Badezimmerarmaturen. Nach einigen Besuchen wurde ihm jedoch klar, daß Häuser allein ihm nicht genügten. Seine imaginären Behausungen mußten Bewohner haben. Ohne Menschen hatte es keinen Sinn. Die holländischen Puppenhäuser ließen ihn trotz all ihrer Feinheit und Schönheit, und obwohl sie seine Phantasie möblieren und dekorieren konnten, ans Ende der Welt denken, an irgendeinen seltsamen Kataklysmus, durch den das Eigentum unbeschädigt blieb, während alle Lebewesen vernichtet worden waren. (Das war viele Jahre vor der Erfindung der ultimativen Rache des Leblosen am Lebenden, der Neutronenbombe.) Nachdem ihm diese Idee gekommen war, entwickelte er eine Abneigung gegen das Museum. Er begann sich Hinterzimmer des Hauses vorzustellen, die mit riesigen Haufen von Miniatur-Toten angefüllt waren: Vögeln, Tieren, Kindern, Dienstboten, Schauspielern, vornehmen Herrschaften. Eines Tages verließ er das große Museum und reiste nie wieder nach Amsterdam.

Bei seiner Rückkehr nach Cambridge begann er umgehend eigene Mikrokosmen zu konstruieren. Seine Puppenhäuser waren von Anfang an Produkte einer idiosynkratischen persönlichen Vorstellung. Anfangs waren sie verspielt, ja märchenhaft; Science-Fiction-Gebilde, versetzt in die Welt der Zukunft, keine Nachbildungen der Vergangenheit, welche bereits von den Miniaturisten-Meistern der Niederlande auf unvergleichliche Weise eingefangen worden war. Diese Sci-Fi-Phase währte nicht lange. Schon

bald lernte Solanka, wie wertvoll es ist, genau wie die großen Matadore dicht am Stier zu kämpfen; das heißt, er benutzte das Material seines eigenen Lebens und seiner unmittelbaren Umgebung und verfremdete es durch die Alchimie der Kunst. Diese Erkenntnis, das, was Eleanor als ›Blitzlichtmoment‹ bezeichnet hätte, führte letztlich zu einer Serie von ›Great Mind‹-Puppen, häufig als kleine Stilleben arrangiert – Bertrand Russell, wie er bei einer Pazifistenversammlung im Krieg von Polizisten zusammengeschlagen wurde, Kierkegaard, wie er nur für die Pause in die Oper ging, damit seine Freunde nicht dachten, er arbeite zuviel, Machiavelli, wie er der grausamen Folter des sogenannten *strappado* unterworfen wurde, Sokrates, wie er den unvermeidlichen Schierlingsbecher trank, und Solankas Liebling, ein zweigesichtiger, vierarmer Galileo: Ein Gesicht murmelte fast lautlos die Wahrheit, während ein Paar Arme, in den Falten seiner Gewänder verborgen, ein winziges Modell der Erde, die sich um die Sonne dreht, versteckten; das andere Gesicht, niedergeschlagen und reuig unter dem strengen Blick der Männer in den roten Röcken, widerrief sein Wissen öffentlich, während das zweite Paar Arme frömmelnd eine Bibel umklammert hielt. Jahre später, als Solanka die akademische Welt verließ, sollten diese Puppen für ihn arbeiten. Sie und der wissensdurstige Fragesteller, den er kreierte, um sie zu interviewen, sowie die Stellvertreterin der Zuhörer, die weibliche zeitreisende Puppe Little Brain, die später als Braingirl ein Star werden und in großer Zahl auf der ganzen Welt verkauft werden sollte. Little Brain, sein flotter, modebewußter, doch immer noch idealistischer Candide, sein Edler Kämpfer für die Wahrheit in Stadt-

Guerilla-Klamotten, sein Stachelkopf Mädchen-Basho mit der Bettelschale in der Hand auf Reisen weit in die Tiefen Nordjapans hinein.

Das Braingirl war aufgeweckt, flott, furchtlos, ehrlich an Tiefeninformationen, am Erwerb erstklassigen Wissens interessiert; nicht so sehr Schülerin als *agent provocateur* mit einer Zeitmaschine, verleitete sie die Großen Geister aller Zeiten zu überraschenden Offenbarungen. So stellte sich zum Beispiel heraus, daß der Lieblings-Romanautor Baruch Spinozas, des Ketzers aus dem siebzehnten Jahrhundert, P. G. Wodehouse war, ein erstaunlicher Zufall, denn der Lieblingsphilosoph des unsterblichen, Shimmy tanzenden Butlers Reginald Jeeves war Spinoza. (Spinoza, der unsere Fäden durchschnit, der Gott erlaubte, vom Posten des göttlichen Puppenspielers zurückzutreten, und der glaubte, diese Offenbarung sei ein Ereignis gewesen, das nicht einfach so über die Menschheitsgeschichte gekommen ist, sondern in ihr gesteckt habe. Spinoza, der niemals unpassende Hemden oder Krawatten trug.) Die Großen Denker in *Braingirls Abenteuer* konnten aber ebenfalls Zeitspringer sein. Der ibero-arabische Denker Averroës war, wie sein jüdisches Gegenstück Maimonides, ein begeisterter Fan der Yankees.

Nur einmal ging das Braingirl zu weit. Bei ihrem Interview mit Galileo Galilei legte sie dem großen Mann auf die biersaufende Fäkalsprachen-Art der neuen *ladettes* ihre eigene ›Keiner verarscht mich‹-Meinung zu seinen Problemen dar. »O Mann, mit mir hätten die das nicht machen können.« Eindringlich beugte sie sich vor und sagte hitzig: »Wenn so 'n Pope versucht hätte, mich zum Lügen zu zwingen, hätt' ich sofort 'ne Scheiß-Revolution ange-

zettelt, hätt' ich. Die Bude überm Kopf hätt ich ihm abgefackelt. Seine ganze Scheißstadt niedergebrannt.« Nun ja, die schlimmsten Ausdrücke wurden schon in einem frühen Stadium der Produktion zu ›Mist‹ abgemildert, aber das war nicht das Problem. Brandstiftung im Vatikan war für die Bosse der Ätherwellen zuviel, und das Brain-girl mußte zum erstenmal die lähmende Demütigung der Zensur erleiden. Und konnte nichts dagegen tun, es sei denn, mit Galileo zusammen die Wahrheit flüstern: Und sie bewegt sich doch. Ich hätte auch gern alles in Flammen aufgehen lassen ...

Zurück nach Cambridge. Selbst ›Solly‹ Solankas erste Versuche – seine Raumstationen und kokonähnlichen Konstruktionen zum Zusammenbauen auf dem Mond – zeigten eine Originalität und Erfindungsgabe, die, in der Tischgesprächs-Meinung eines Spezialisten für französische Literatur, der sich mit Voltaire beschäftigte, seinem eigenen Werk ›erfreulicherweise fremd‹ sei. Dieses Bonmot wurde von allen, die in Hörweite saßen, mit schallendem Gelächter quittiert.

›Erfreulicherweise fremd‹. So spricht man in Oxbridge, dort macht man diese scherzhaften Beleidigungen, die ganz und gar nicht ernst gemeint und zugleich doch tödlich ernst sind. Professor Solanka vermochte sich nie ganz an diese Sticheleien zu gewöhnen, war häufig zutiefst von ihnen verletzt, gab immer vor, sie komisch zu finden, fand sie aber kein einziges Mal zum Lachen. Seltsamerweise war dies ein Zug, den er mit seinem Voltaireschen Gegner gemeinsam hatte, der den einschüchternden Namen Krysztof Waterford-Wajda trug, aber gemeinhin als Dubdub bekannt war und mit dem ihn tatsächlich eine über-

aus seltsame Freundschaft verband. Waterford-Wajda hatte sich, genau wie Solanka, unter dem Druck der unnachsichtigen Kollegen dem erwarteten Gesprächsstil angepaßt, fühlte sich aber ebenfalls höchst unbehaglich dabei. Das wußte Solanka, und deswegen nahm er ihm das »erfreulicherweise fremd« nicht übel. Das Gelächter der Zuhörer aber vergaß er nie.

Dubdub war heiter, ein Old Etonian, wohlhabend, halb Wonne aller Hurlingham-Club-Debütantinnen, halb polnischer Finsterling, Sohn eines Selfmademan, eines unteretzten, eingewanderten Glasers, der aussah, redete und trank wie ein Straßenrowdy, sein Vermögen mit Doppelfenstern verdient und zum Entsetzen der Country-House-Clique eine erstaunlich gute Partie gemacht hatte (»Sophie Waterford hat einen Polen geheiratet!«). Dubdub verfügte über das glatthaarige, attraktive Äußere von Rupert Brooke, gemindert durch hohle Wangen, einen Schrank voll grell gemusterter Tweed-Jacketts, ein Schlagzeug, einen schnellen Wagen und keine Freundin. Auf einem Freshman-Ball im ersten Semester schlugen in den sechziger Jahren emanzipierte junge Frauen seine Aufforderung zum Tanzen aus, woraufhin er in den Klageruf ausbrach: »Warum sind die Mädchen in Cambridge alle so unhöflich?« Und irgendeine herzlose Andrée oder Sharon antwortete: »Weil die meisten Männer so sind wie Sie.« In der Warteschlange am warmen Buffet bot er – im Scherz – einer anderen jungen Schönheit sein Würstchen an. Und sie, diese dämliche Sabrina, diese Nicki, die daran gewöhnt war, unerwünschte Verehrer abzuschmettern, ohne mit der Wimper zu zucken, antwortete zuckersüß: »Oh, aber es gibt Tiere, die ich niemals essen würde.«

Nun muß man zugeben, daß auch Solanka selbst Dubdub mehr als einmal aufgezogen hatte. Bei ihrer gemeinsamen Abschlußfeier im freiheitsbewegten Sommer 1966, als sie es sich, im Talar, hochgestimmt und eingeeengt von Eltern, auf dem Rasen vor dem College gestatteten, von der Zukunft zu träumen, verkündete Dubdub erstaunlicherweise seine Absicht, Romancier zu werden. »Vielleicht wie Kafka«, sinnierte er und zeigte sein breites Oberklassen-grinsen, das Hockey-Captain-Grinsen seiner Mutter, das nicht mal eine Andeutung von Schmerz, Armut oder Zweifel je hatte trüben können und das angesichts seines väterlichen Erbes, der dichten, dunklen Augenbrauen, die an unaussprechliche Entbehungen seiner Vorfahren in der häßlichen Stadt Lodz erinnerten, so fehl am Platz wirkte. »*Im Rattenloch. Konstruktion einer Maschine ohne Sinn und Zweck. Wut.* So ähnlich.«

Solanka unterdrückte ein Lachen und sagte sich mitfühlend, daß es in dem Konflikt zwischen diesem Lächeln und diesen Augenbrauen, zwischen Silberlöffel-England und Blechlöffel-Polen, zwischen dieser strahlenden, eins-achtzig großen Cruella-De-Vil-Modepuppe von Mutter und diesem vierschrötigen, flachgesichtigen Bullen von Vater möglicherweise wirklich Raum genug geben mochte, in dem ein Schriftsteller wachsen, blühen und gedeihen konnte. Wer konnte das wissen? Das waren vielleicht sogar genau die richtigen Wachstumsbedingungen für diesen unmöglichen Hybriden, einen englischen Kafka.

»Oder aber«, sinnierte Dubdub, »man könnte sich an kommerzielleren Dingen versuchen. *Das Tal der Zuckerpuppen.* Oder es gibt einen glücklichen Mittelweg zwischen anspruchsvoll und schmalzig. Die meisten Menschen sind

halbgebildet, Solly, keine Widerrede. Sie wollen nur ein bißchen Anregung, aber bloß nicht zu viel. Außerdem übrigens nicht zu lang. Keinen von diesen dicken Wälzern, Tolstoi, Proust. Kleine Bücher, von denen man keine Kopfschmerzen kriegt. Die großen Klassiker, nacherzählt – in Kurzform – als Groschenheft. *Othello* aufgepeppt als *Die Morde des Mohren*. Wie findest du das?«

Das reichte. Aufgeputscht von Waterford-Wajdas erstklassigem Champagner – von seinen eigenen Eltern hatte es keiner für nötig gehalten, von Bombay anzureisen, um an seiner Abschlußfeier teilzunehmen, und Dubdub hatte großzügig darauf bestanden, ihm ein Glas einzuschenken, das er ständig wieder auffüllte –, brach Solanka in einen leidenschaftlichen Protest gegen Krysztofs absurde Vorschläge aus und flehte allen Ernstes, der Welt möchten die literarischen Ergüsse des Autors Waterford-Wajda erspart bleiben. »Bitte, bitte, keine finster-dräuenden Landsitz-Sagas: *Wiedersehen mit Brideshead* im Stil von *Das Schloß*. *Die Verwandlung in Blandings*. Erbarmen! Und halte dich bei Sexszenen zurück. Du bist eher wie Alex Portnoy als wie Jackie Susann, die, wie du dich erinnern wirst, gesagt hat, daß sie Mr. Roths Talent bewundere, ihm aber nicht die Hand schütteln wollte. Vor allem aber verzichte auf deine Bestseller-Klassiker. *Das Cordelia-Rätsel? Elsinores Ungewißheit?* Großer Gott!«

Nach mehreren Minuten derart freundschaftlich-unfreundschaftlicher Neckerei lenkte Dubdub gutmütig ein: »Na ja, vielleicht werd' ich statt dessen ja auch Filmregisseur. Wir wollen gerade nach Südfrankreich fahren. Dort werden Filmregisseure vermutlich gebraucht.«

Malik Solanka hatte immer schon eine Schwäche für den

skurrilen Dubdub gehabt, zum Teil, weil er derartige Dinge sagen konnte, aber auch, weil unter all den angelernten Albernheiten im Grunde ein gutes, weiches Herz versteckt war. Außerdem war er ihm etwas schuldig. Im Market-Hill-Studentenheim des King's College hatte der achtzehnjährige Solanka an einem kalten Herbstabend des Jahres 1963 einen Retter bedurft. Er hatte den ganzen ersten Tag im College in einem wilden, übertriebenen Angstzustand verbracht, in dem er das Bett nicht verlassen konnte, weil er überall Dämonen sah. Die Zukunft glich einem weit offenen Rachen, der nur darauf wartete, ihn zu verschlingen, wie Kronos seine Kinder verschlungen hatte, und die Vergangenheit – Solankas Familienbande waren übel zerklüftet –, die Vergangenheit war ein zerbrochener Krug. Nur diese unerträgliche Gegenwart war geblieben, in der er, wie er meinte, nicht existieren konnte. Es war viel einfacher, im Bett zu bleiben und sich die Decke über den Kopf zu ziehen. In diesem charakterlos modernen Zimmer mit Kiefernholzmöbeln und Stahlrahmenfenstern verbarrikadierte er sich gegen alles, was das Schicksal für ihn bereithielt. Vor der Tür ertönten Stimmen; er antwortete nicht. Schritte kamen und gingen. Um sieben Uhr abends jedoch rief eine Stimme, die anders klang als alle anderen – lauter, weicher und absolut sicher, daß eine Antwort kommen würde –, auf einmal: »Vermißt jemand da drin einen verdammten großen Koffer mit einem komischen ausländischen Namen drauf?« Und Solanka reagierte – zu seiner eigenen Überraschung. So endete der Tag des Schreckens, der unterbrochenen Regungsfähigkeit, und seine Studentenjahre begannen. Dubdubs gräßliche Stimme hatte, genau wie der Kuß eines Prinzen, den bösen Bann gebrochen.

Solankas irdische Habe war irrtümlich an das College-Studentenheim auf dem Peas Hill geliefert worden. Krys – damals war er noch nicht Dubdub – suchte einen Karren, half Solanka, den Schrankkoffer aufzuladen und zu seiner richtigen Adresse zu fahren, dann schleppte er den unglücklichen Eigentümer auf ein Bier und ein Abendessen in die College Hall. Später saßen sie nebeneinander in diesem Saal und lauschten dem blendend geschniegelten Provost des King's, der ihnen erzählte, daß sie aus drei Gründen in Cambridge waren: ›Intellekt! Intellekt! Intellekt!‹ Und daß sie in den vor ihnen liegenden Jahren das meiste, mehr als in jedem Studier- oder Hörsaal, in der Zeit lernen würden, die sie ›bei Besuchen in den Zimmern der anderen verbrachten, wo sie einander befruchten würden‹. Waterford-Wajdas unüberhörbares Gewieher – »HA, ha, ha, HA« – unterbrach das betroffene Schweigen, das dieser Bemerkung folgte. Für dieses respektlose Lachen liebte Solanka ihn.

Dubdub wurde weder Romancier noch Filmregisseur. Er blieb weiter auf der Uni, errang den Doktorgrad und bekam schließlich eine Dozentenstelle angeboten, die er sich mit der dankbaren Miene eines Mannes schnappte, der die Frage nach dem Rest seines Lebens gerade endgültig gelöst hat. Mithilfe dieser Miene erspähte Solanka den Dubdub hinter der Maske des Golden Boy, den jungen Mann, der sich verzweifelt danach sehnte, der Welt der Privilegierten, in die er hineingeboren wurde, zu entkommen. Solanka versuchte, durch allerlei Erklärungen eine hohlköpfige Dame der Gesellschaft als Mutter und ein ungebildetes Rauhbein von Vater heraufzubeschwören, doch seine Phantasie versagte; die Eltern, die er persönlich kennege-

